

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 18

Artikel: Romanze in Marseille. Teil 25
Autor: Kilian, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671263>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Romanze in Marseille

«Wenn du einmal nicht weisst, wo du unterkommen könntest, ich meine, wo du pennen könntest, dann vergiss nicht, dass ich auch noch da bin.» Er wurde sichtlich verlegen. «Ich könnte dir schon Platz machen in meinem Mausloch da unten. Der Patron hat bestimmt nichts dagegen, wenn es nur vorübergehend ist, so für eine oder zwei Nächte. Es hat zur Not Platz für zwei in meinem Verschlag. Schliesslich sind wir ... sind wir ... (er brachte das Wort kaum über die Lippen) sind wir doch Schicksalsgenossen.» Nun war es heraus, das grosse und bedeutsame Wort. «Denk daran», fuhr er eindringlich fort, «mir hat man auch geholfen, als es mir lausig erging. Weisst du, ich habe nämlich herausgefunden, dass es den Reichen nichts ausmacht, wenn man kripiert vor Hunger, aber die Armen helfen einander. Du weisst ja, was ich meine.»

Martin bezweifelte zwar Jodoks Weisheit, aber er war bewegt und gerührt. «Ich danke dir.»

Er verabschiedete sich hastig von seinem Schicksalsgenossen, der ihn wieder munter und zutraulich anblickte, seine Rechte mit aller Kraft presste und dann in seine trübselige Pinte zurückging; zu seinen dösenden Gästen, zu Nikolai, dessen Kraft er so bewunderte. Und von dieser Pinte, so glaubte er felsenfest überzeugt, von dieser Pinte musste der Weg in die Freiheit führen, über das Meer in das Land der Verheissung und Erfüllung, in das Land, wo auch ein Verdingbub als anständiger und brauchbarer, als geachteter und redlicher Mensch leben konnte.

28.

Als er vor dem Nachtasyl erschien, war Frank nirgends zu erblicken. Er hatte gehofft, ihn wartend vor dem Eingang zu finden, doch die Tür war kurz vorher geöffnet worden und nur ein Rudel

Neger trieb sich vor dem Haus herum. Noch wollte er nicht glauben, was er immer bestimmter zu ahnen begann; vielleicht wartete er im Essaal oder Hof, ja, im Essaal musste er sein, doch in Wirklichkeit glaubte er schon nicht mehr daran. Gewissheit musste er indessen haben, und außerdem hatte er am Vorabend einem der Asylgehilfen seine Wandertasche zur Verwahrung gegeben. Er trat darum unverzüglich in den Vorraum und schloss sich den Wartenden an.

Von neuem bedrängten ihn die unbekannten Gesichter der Männer, die apathisch warteten wie Schlachtopfer. Und als er langsam hinter seinem Vormann, einem ausgemergelten Levantiner vorrückte, fuhr ihm die bleierne Müdigkeit wieder in die Beine und die überanstrengten Sehnenstränge schmerzten ihn heftig. Wieder rückte er zum Schalter vor, hinter dem der katholische Priester grimmig blickend sass und seinen Namen in den Folianten eintrug. Wieder legte er seinen Obolus vor den Gestrengen und empfing dafür seine Bettnummer. Und dann drängte er ungestüm in den Saal, um schon nach einem kurzen spähenden Rundblick zu erkennen, dass Günter auch hier nicht auf ihn wartete. Jetzt verdichteten sich seine Ahnungen zur Gewissheit, und ihm fielen auch die Worte wieder ein, die Frank am Morgen gesagt hatte, dass er nun bald so weit sei — und sein ironisch-grotesker Traum. Er hatte also ernst gemacht und den Worten die Tat folgen lassen; er hatte kapituliert und einen Strich unter seine Vergangenheit gezogen. Er hatte in Günters Augen die bittere Entschlossenheit nicht wahrgenommen oder vielmehr leichthin gedacht, dass er es sich noch einmal überlegen würde. Leise hatte er sich davongemacht, war auf einmal nicht mehr da und schon fern. Martin hatte ein komisches Gefühl; es war fast so, als hätte sich sein deutscher Kamerad in nichts aufgelöst,

als hätte ihn die Erde verschlungen. Dieses Gefühl und die Erkenntnis, dass Günter Frank ihn endgültig verlassen hatte, setzte ihm arg zu.

Er hatte sich an den erstbesten freien Platz gesetzt und löffelte mechanisch seine Brühe. Es war dieselbe stark versalzene, dünne Wassersuppe wie am Abend vorher, als hätte man sie nur aufgewärmt. Sie widerstand ihm plötzlich, und eine Weile bekämpfte er die heftig aufsteigende Uebelkeit. Eine schreckliche Leere war auf einmal wieder in ihm, eine quälende Apathie, und nur zu deutlich wurde ihm auch die Aussichtslosigkeit seiner Lage bewusst. Er kämpfte mit Windmühlen wie der Ritter von der traurigen Gestalt. Sauber wollte er sich halten und sich redlich durchsetzen, aber ringsum lauerte wie ein grundloser Sumpf der Schmutz, die Gefahr und die Verzweiflung. Sie hatten es ja beide klar gewusst, dass schon bald die Trennung kommen würde, und jetzt empfand er sie doch wie einen Schlag aus dem Hinterhalt. Jetzt wo er allein in der tristen Kantine sass, ohne Freund, ohne Gefährten und Vertrauten, jetzt wurde ihm deutlich bewusst, dass sie sich trotz ihrer Gegensätze gut verstanden hatten. Das Antlitz Günters tauchte vor seinem innern Blick auf, der schmale Kopf mit der braun gegerbten Haut, die dünnen Lippen und durchdringenden Augen, die Falte über der Nasenwurzel, die sich oft überraschend vertieft hatte, und die fast fingerbreite Narbe, die er immer wieder liebkoste, wenn er über etwas nachdachte. Warum hatte er ihn nie nach dem Ursprung dieser Narbe gefragt? Martin sah das Antlitz, jetzt wo es schon fern war, auf einmal ganz in seiner Heimatlosigkeit und Wirrnis, geprägt und gezeichnet von den vielen Tagen seiner inneren und äusseren Bedrängnis. Er wusste viel von Frank und doch wieder so wenig; sie waren sich nahe gekommen und doch fremd geblieben. Und das musste wohl das Schicksal des Menschen sein, immer die Nähe und das Vertrauen zu suchen und doch zu wissen, dass man einsam bleiben würde. Während Tagen hatte das rätselhafte Geschick des Lebens sie verbunden, ähnliches Erleben hatte sie zusammengeführt; sie waren sich nahe gekommen wie nur die Not verbinden oder auch trennen kann. Ueber alle Grenzen des Herkommens, des Altersunterschiedes hinweg. Fern war er schon wie ein Schatten, wie ein Toter; ob sich ihre Wege je wieder einmal kreuzen würden?

Er blickte auf die andere Seite des Saales hinüber und sah wieder die fremd verschlossenen Prophetenköpfe der Armenier; sie neigten sich heiss-

hungig über ihre Näpfe und löffelten die Suppe, und sie griffen mit kaum verhüllter Gier zu, wenn ihnen die Schwarzen gutmütig ihre unberührten Näpfe zuschoben.

Während er scheinbar gedankenlos in seinem Blechnapf rührte, als ob die Suppe zu heiss wäre, und seine Beine entspannte, dachte er an die Seinen und ein würgendes Weh ergriff ihn. «Wenn sie mich jetzt sehen könnte, die Mutter», dachte er, «wie ich da verloren unter diesen fremden Menschen hocke, die das blinde Schicksal wie eine verirrte Herde Vieh zusammengetrieben hat? Und Simone? Wo konnten seine Gedanken sie finden? War sie jetzt auf dem Weg nach Hause und suchten ihre Gedanken ihn? War sie schon im Hause, in den menschlichen Waben aus Stein am Fuss des Kalkhügels, auf dem die vergoldete Jungfrau wacht? Früh genug würde sie erfahren, dass wiederum alle seine Anstrengungen vergeblich gewesen waren, dass es aussichtslos, ja närrisch war als Ausländer Arbeit finden zu wollen. Die niedrigste Tätigkeit blieb ihm verwehrt. Ueberzählig war er wie Millionen andere, wie alle diese Männer hier, dieser Auswurf einer verrückten und kranken Welt. Und auf einmal erwachte in ihm die beklemmende Frage, ob er denn überhaupt Simone wirklich dermassen liebte? War es nicht nur Einbildung? Ein Rausch? Eine Verwirrung seiner Gefühle? Er schämte sich dieser Fragen, sie bedrückten ihn, und er wusste auch, dass sie zu nichts zerstoben, wenn er Simone nur erblickte.

Warum stand er nicht auf und ging hinaus auf die Strasse? Er hätte ja bei Fankhauser schlafen können oder wieder unter freiem Himmel wie schon so oft. Doch als er sich erhob, lenkten ihn seine Schritte nicht zum Ausgang, sondern in den Hof zu den anderen, die dort warteten. Die Neger kauerten oder standen wie am Vorabend in Gruppen beisammen. Langsam ging er durch die Wartenden. In seinem Herzen lastete eine ihm unerklärliche Schwere, eine Traurigkeit, wie er sie schon als Knabe gespürt und manchmal sogar ausgekostet hatte. Und er blickte auf einmal, mitten unter diesen fremden Männern, in seine Kindheit zurück, wie man durch ein Wolkenfenster in den blauen Himmel schaut. Aber es war ein düsteres Bild, das da vor ihm auftauchte. Er sah den Krötensteich, und er sah ihn ganz deutlich mit allen Einzelheiten; seine stille, unheimlich dunkle Wasserfläche im falben Röhricht, und in der Nähe des morastigen Ufers die wuchernden gelben Nixenblumen. Damals hatte sein Vater noch gelebt

und verschwommen erinnerte er sich an seine Gestalt. Aelter als vier Jahre war er nicht, und darum erschien ihm in der Erinnerung die sichtbare Welt in oft eigenartig gespenstischer Beleuchtung. Jetzt jedoch sah er wieder die grossen fremden Buben am Krötenteich, und er sah auch den rotflammenen Horizont hinter dem eindunkelnden fernen Wald, der in Wirklichkeit gar nicht fern war. Einer von den Buben, ein langer, übermütiger Flegel, rief den anderen zu: «Los! Wir ersäufen diesen Hosenscheisser!» Und sie machten Anstalten ihn zu packen und in den Krötenteich zu werfen. Es war natürlich nur ein Spass, eine übermütige Drohung, aber für ihn eine fürchterliche Drohung, denn das Herz erstarre fast in seiner Brust. Sie hatten sich ihm mit drohenden Gesten genähert und ihm eine wilde Angst eingejagt. Von einem panischen Schreck erfasst, und im Glauben, dass ihn die fremden Buben wirklich ersäufen wollten, war er geflohen und die Buben hatten ihn ein Stück weit verfolgt. Er hatte sich verirrt, und sie kamen aus einem fremden Viertel, es musste eine schlimme Rasselbande gewesen sein. Vater und Mutter waren fern, die Buben seines eigenen Viertels auch, und in seiner Todesangst war er gelaufen, so schnell ihn seine kurzen Beine nur zu tragen vermochten, tränenblind und verzweifelt. Wie er nach Hause gekommen war, das wusste er später nie. Jedenfalls hatte er den Weg mit dem Instinkt eines Tieres gefunden. Er wusste nur, dass er auf einmal geborgen bei der Mutter in der Küche sass und Zuckerwasser trank. Zuckerwasser rührte sie oft an, wenn sie den Kindern eine Freude machen wollte, und das Zuckerwasser half ihm auch damals über das Abenteuer hinweg und besänftigte seine heillos erschreckte Seele.

Jenes würgende Gefühl des Ausgeliefertseins, der Furcht und Verlorenheit aber war geisterhaft aus dem Schattenreich seiner frühen Kindheit aufgetaucht in diesem Hofgeviert, das an ein Zuchthaus erinnerte, unter den zwei breitkronigen Platanen, mit dem knirschenden Kies und dem grünlich leuchtenden Abendhimmel über den Mauern. Aus dem Dunkel schon ferner und abgelebter Tage war der stille und glatte Spiegel des heimatlichen Krötenteiches aufgetaucht, das knisternde Röhricht und das halblecke Boot, in dem die grossen Flegel schrien und schaukelten — der ferne Abend mit dem Glutrot des westlichen Himmels. Er ging zum Brunnen, wo sich wieder einige ihre Stoppelbärte aus dem Gesicht schabten, sich säuberten und von der Röhre tranken. Er kühlte sein heisses Gesicht,

spülte den brandigen Mund und nässte sein stroh-trockenes Haar. Dann fühlte er sich etwas besser und frischer. Und wie schon so oft schämte er sich seines Kleimutes, seiner Schwäche, seiner Angst und Verlorenheit. Denn er wollte doch nicht verzagt sein, wollte sieghaft leben und liebte das Leben so heiss und leidenschaftlich wie er sich vor dem Tode fürchtete.

Eine Stunde später, während der Andacht in dem armseligen, zwielichtigen Saal mit den faden Heiligenbildern an den Wänden und den Schwaden übler und abgestandener Gerüchte, starre er fasziniert auf den Kruzifixus, der hinter der massigen Gestalt des Priesters an der Wand hing. Und jetzt erblickte er das tief geneigte Haupt des Menschensohns aus glattem, leblos kaltem Gips; und das letzte Licht des Tages warf schwere Schatten über dieses Antlitz. Und jetzt glaubte er das unsägliche Leid des Gepeinigten zu sehen, der für die Menschen am Kreuz ausgelitten hatte. Welch ein bitterer Hohn und Spott — dieser Jesus Christus aus verstaubtem, gelblich gewordenem Gips über der Herde von Verlorenen! Zu kunstvoll und zierlich war die Dornenkrone geflochten, zu anmutig und züchtig schmiegte sich das Lententuch über die eingefallenen Hüften. Dieser Künstler war wirklich ein ahnungsloser Süßling gewesen und hatte in Tat und Wahrheit ein Sakrileg begangen, eine bitterböse Gotteslästerung, eine Verhöhnung des fürchterlichen Leidens am Kreuz. Aber die staunende Ergriffenheit Martins, in die die Stimme des Priesters wie ein fernes Donnerrollen hallte, hatte andere Quellen. Er hatte ja mehr gesehen, als das Antlitz ihm offenbaren konnte! Er ahnte betroffen einen Schimmer der grossen Wahrheit, die von dieser Gestalt ausging, ahnte die übermenschliche, die den Menschen in seiner Hinfälligkeit und Schwäche überwindende Grösse dieses Leidens, doch wenn er den törichten Versuch gewagt hätte, dieses Ahnen in Worte zu fassen, dann wäre nur ein unverständliches, ein ungereimtes und hilfloses Gestammel die Folge gewesen.

29.

Man kommt in die Welt wie aus grenzenlosen Meeren der Nacht und der Jahrmillionen, aus den uferlosen Meeren der Zeitlosigkeit. Man wird genährt und behütet, beschirmt und getragen vom wunderbaren, warmen und geheimnisvollen Leib der Mutter und sehnt sich später in schweren und qualvollen Stunden oft in die Behütetheit des Mut-

terleibes zurück — zurück ins Unbewusste, in die Schmerzlosigkeit. Man wächst und gedeiht, und die Sonne, die Ewigdauernde, die Allesbeschirmerin beginnt uns mit ihren heiligen Nährstoffen zu sättigen und die tellurischen Kräfte sind unerklärlich weise und wirksam. Man kräht und brüllt und strampelt, ist immer noch ein Menschenkeim und unbeholfener Schreihals, trinkt und schläft, träumt und schaut, kriecht bald auf allen Vieren und steht eines Tages plötzlich unsicher und schwankend auf den Beinen, mit ausgestreckten Händchen das Gleichgewicht suchend, Speichel blasend und sich masslos erstaunt über dieses wunderbare Ereignis freuend. Man lallt Laute, die alle ohne Ausnahme etwas zu bedeuten haben und ganz bestimmte Dinge bezeichnen, doch die dummen Erwachsenen, diese Riesen alle, haben die Dadalala-Sprache schon längst vergessen und für immer verloren. Allenfalls weiss die Mutter noch die unartikulierten Lallereien richtig zu deuten und sogar zu reden. Man fällt um, auf die Nase oder den fetten Popo, und schreit und brüllt dermassen grell und durchdringend, gellend ausdauernd, dass die Gesichter der Erwachsenen schmerzlich grimassieren und zucken. Doch man steht von neuem auf, fällt wieder um — und das geht so viele zeitlose Tage lang. Der Mensch hat es schliesslich nicht so leicht wie ein Rehkitz, wie ein Füllen oder Kälbchen, die so wie er aus dem rätselhaften und ungeheuren Schlaf der Jahrmillionen in ein kurzes Augenaufschlagen hinein erwachen. Wenn der kleine Mensch indessen einmal einigermassen sicher auf seinen Beinen mit den niedlichen und noch unverbildeten Füßchen steht, die die Mütter so gerne abküssen, dann mag er nicht mehr auf die Nase fallen, dann weiss er auch plötzlich resolut seine entzückenden Händchen zu gebrauchen, und schon bald können diese entzückenden Patschhändchen Fäuste oder gefährliche Kratzinstrumente sein! Er kann wüten wie ein kleiner Berserker, kann toben und schäumen, kann schon vollendet den Scheinheiligen spielen und die Erwachsenen mit Leichtigkeit an der Nase herumführen — das ist wahrhaftig nur ein Kinderspiel. Und man wird grösser und zusehends kräftiger, erlebt unendlich viele wunderbare Abenteuer im noch uferlosen Strom der Tage; man erweitert auf eigene Faust die kleine Welt und geht auf Entdeckungen aus, und schon will man auch auf eigene Faust seine Wünsche und sein Glück erzwingen. Man wagt sich hinaus in die Welt und glaubt des Schutzes der Mutter schon nicht mehr zu bedürfen, ja man stösst sie sogar

eigensinnig zurück. Dafür bewundert und vergöttert man den Vater, oder man beobachtet den Vater misstrauisch lauernd und vergöttert wieder die Mutter, genau so wie man umgefallen ist, schrie und sich aufrappelte, stürzte und wieder auf die Beine kam. Man will in die Welt hinaus und ein ganzer Mann werden, doch steht man endlich in der fremden Welt und lässt man sich von den rauhen Stürmen des erwachsenen Lebens umbrausen, dann sehnt man sich oftmals nach der flaumig warmen, der beschirmenden Nestwärme zurück. Allen Widrigkeiten zum Trotz will man zwar die Hürden, die das Leben stellt, überspringen, man will notfalls oder auch aus purem Uebermut seine Fäuste und Ellbogen gebrauchen, oder auch noch alle jene mehr oder minder sauberer Hilfsmittel, die dem Menschen bald zur Verfügung stehen, wenn er sich seinen Lebensraum schaffen und ihn verteidigen will. Andere indessen werden sich neigen und biegen, werden Um- und Nebenwege suchen und ausfindig machen, werden das Gedränge meiden und manchmal sogar vor den Rostbusten und Boxenden ans Ziel gelangen; denn die Kampfnaturen, die da glauben sich ihren Weg mit brutalen Mitteln bahnen zu müssen, sie brauchen oft viel mehr Zeit, bis sie sich einen Weg geschlagen haben, als die anderen, die hinten herum gegangen sind. Und wie mancher Sohn mag sich oft in banger Ratlosigkeit fragen, wenn er vor unüberwindlichen Hindernissen steht, wie wohl sein Vater einst diese Prüfungen und Wirrsale überstanden haben möchte.

Auch Martin war ausgezogen, die Welt zu entdecken, sich umzusehen, sich auf eigene Faust einen Weg zu bahnen und sich durchzuschlagen durch die Dickichte des Lebens. Er war auch mit dem Vorsatz ausgezogen, Hürden zu überspringen und notfalls Durst und Hunger, Kälte und Hitze manhaft zu ertragen; weniger lag es ihm, sich durchzuboxen oder auf Um- oder Nebenwegen an sein Ziel zu gelangen, seinen Stolz zu demütigen und gemein zu werden, wo Gemeinheit ihm hätte weiterhelfen können. Wie oft suchte auch er kaum bewusst die wohlige und beschirmende Nestwärme der Kindheit! Seinen Vater konnte er nicht mehr um Rat fragen, und er dachte auch nicht daran, was er wohl an seiner Stelle getan oder nicht getan hätte. Er war nur eine dunkle Schattengestalt in seiner Erinnerung, ein grosser schwerer Mann, und nur an seine Hände, seine rauen, starken Arbeiterhände konnte er sich noch erinnern.

(Fortsetzung folgt)